

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 4.

— o Erscheint allmonatlich. o —

1917.



Gebet.

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich, Herr, der Erde tue kund;
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Mut.
Gib Kinder mir, die aller Mühe wert;
Verscheuch die Feinde von dem trauten Herd.
Gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland;
Die Flügel schenkt dem abschiedschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

Ludiv. Achim von Arnim (1781—1831).

Das königliche Essen.

Eine Geschichte von einem, der es nicht zu gut haben wollte.

Es wird so viel vom Essen geredet, daß man nicht so eine Geschichte erzählen sollte, wie ich sie jetzt aufschreiben will, die zum Kern- und Mittelpunkt ein Butterbrot mit Sämlin hat. Erst recht nicht so eine Geschichte sollte ich eigentlich sagen. Denn es gibt Leute in Menge, die sich bei dem bloßen Gedanten daran, daß es früher so etwas gab, so aufregen können, daß man für ihren Bestand fürchten möchte. Und doch will ich die Geschichte erzählen; und gerade für solche Leute will ich es tun, die über dem vielen Reden über all die „Entwehungen“, die der Krieg mit sich bringt, ganz vergessen, weshalb und wofür er geführt wird, — um Deutschlands Ehre, Freiheit und Leben. Gerade für solche Leute, die es für viel schrecklicher halten, daß sie Erdbohnen essen müssen, als all das, was unsere Soldaten draußen tun und leiden müssen.

Es ist so schrecklich, dies ewige Jammern und Klagen über das Essen, oder vielleicht auch das Nichtessen, dies Stöhnen und Klammern, die charakterlose Stasehnen nach Dingen, die man doch nun einmal nicht haben kann, daß es einem geradezu zum Ekel wird. Selbst die freudige Zuversicht zu unsern U-Booten kann dieses Gespenst nicht bannen, und von Hindenburg über Schwerarbeiter und Spedist nur ein Schritt zum alten Gesprächsstoff von Aohlraben und Weißeruben.

Darum ist es nicht nur nützlich und lehrreich, sondern herzerquickend, von einem zu hören, der von dem „königlichen Essen“ nichts wissen wollte, so gut es ihm auch geschmeckt hatte, weil es gegen seine Grundsätze ging.

Wenn einer Grundsätze hat in Friedenszeiten, dann weiß er, was er will und tut, was er soll. Wie gut und nötig wären die Grundsätze erst in der Kriegszeit!

Aber unsere Geschichte spielt noch zur Friedenszeit, wenn sie auch erst zur Kriegszeit und zur Kenntnis kam, es mögen fast zwei Jahre her sein.

Das Mädchen kam herein und sagte: „Es ist ein Mann da.“

„Es ist gut, ich komme gleich,“ sagte ich. Da geht die Tür noch einmal auf, und der „Mann“ steht drin, groß und breit und glatt rasiert, und ein gutes Lachen ist auf seinem Gesicht.

„Guten Tag, kennen Sie mich noch?“

„Ob ich ihn noch kannte! Und wenn ich hundert Jahre statt zehn von dem alten Wohnort weg wäre, und wenn ich alle andern vergessen hätte — aber ich kenne noch so viele! — den Mann hätte ich nicht vergessen. Denn

ich wußte, daß er ein Mann war in seinem ganzen Wesen und in allem, was er tat.“

Er kam vom Besuch seines Sohnes, der im Lazarett lag, dort war der Gedante dieses Besuches bei ihm aufgelaufen. Und nun sahen wir beieinander und sprachen von den vergangenen schönen Zeiten, und wie es jetzt so ganz anders sei, und wie der Krieg noch lange dauern würde; wie der Städter es so schwer habe, aber der Bauer doch noch mehr, der nicht mehr Herr sei über seine Sach, wo doch die Ruten draußen wären und keine Gespanne da, und das Futter so knapp.

Und dann brachte das Mädchen den Kaffee.

Da packte der alte Freund aus seinem Rucksack ein Klümpchen Butter und bot es mir an, wenn es mir nicht zu wenig wäre. Er hätte es seinem Sohn im Lazarett geben wollen, aber der hätte es nicht genommen, weil das sonst so ausfähe, als beläme er da nicht genug zu essen und wäre unzufrieden.

Natürlich nahm ichs. Es kam auf ein Schälchen, und ich nötigte dann zugreifen. Da langte er aber aus dem Rucksack ein gut Stück seines schwarzen Bauernbrots heraus und einen duftigen Kanten Schinken und sagte: „Mit Verslaub, lassen Sie mich meine Sach da essen; ich verachte Ihres gewiß nit, aber es hat doch keinen Sinn, das da trocken und hart werden zu lassen oder mit heinzunehmen, und es Ihnen anzubieten ist es zu wenig und auch angeknitten.“

Da aß er denn sein Eigenes, und ich verstand, wie er es meinte und ließ es ruhig zu. Nur wollte ich, daß er Butter auf sein Brot unter den Schinken schmieren solle. „Nein“, wehrte er ab, „das tu ich nicht. Das gehört sich nicht. Meine Mutter hat das nie gelitten.“

Als er mein verwundertes Gesicht sah, lachte er und sagte: „Ach, das wissen Sie doch noch von früher her, daß es uns auf die Butter nit antommt. Ob da die Bock vier oder sechs Pfund gegessen werden, das ist doch ganz gleich. Und Butter und Schmierkäse und Latwerge, das macht wir ja immer. Aber unter den Schinken gehört lei Butter.“

„Das essen Sie nicht gern?“

„Doch, ich täts schon gern essen, das ist ein königliches Essen, aber es gehört sich nit.“ Und dann kam die Geschichte.

„Sie wissen doch, daß ich früher unserm Doktor — er ist leider Gottes gefallen und sein Sohn auch, es ist mir leid für alle zwei, es waren brave Leut' — also daß ich ihm helfen mußte, Pferde kaufen. Und er hat oft gewechselt. Ofters, als es nötig war. Ich hab's ihm oft gesagt, aber da hatte er seinen eigenen Willen.“

Also einmal schickt er, ob ich mit wollt nach Frankfurt. Da hab ich natürlich nit „nein“ sagen können, und da sind wir auf Frankfurt gemacht. Pferde haben wir auch gefunden, zwei kapitalische kleine Gälchen, und billig! Nachher gingen mer dann in ein Hotel und wollten ein Glas Bier trinken. Echtes natürlich. Wenn man doch einmal in Frankfurt is, dann will mer auch einmal nobel leben. Frankfurter Bier habe mer ja auch daheim. Also wir gehn da hinein und der Doktor sagt: „Heut sind Sie mein Gast.“ Aber ich sagt' drauf: „Herr Doktor, ein andermal gern, aber heut nit; das war ein Freundschaftsdienst, den läßt mer sich nit bezahlen. Also das nächste Mal.“

Da lacht' der Doktor, der kannt mich doch und sagt': „Gut, dann machen wirs auf ein andermal.“

Das erste Krügelchen tranken wir zwei so emunter, so durstig waren mer. Beim zweiten sagt' der Doktor: „Jetzt esch ich was.“ Und dann rief er dem Kellner zu: „Bringen Sie mir ein Kotelett.“ Der läuft fort, daß die Rodkflügel klackern.

Da fragt mich der Doktor, ob ich nit auch was essen wollt. Ich sage, gewiß wollt ich das, ich hätt auch Hunger; aber so was wollt' ich nit. Da zog ich aus meinem Krod mein Brot, das ich von daheim mitgenommen hatte und legt' s vor mich auf den Tisch, im Papier.

Da kam auch der Kellner und brachte das Kotelett, sein auf oer Platte und ein Teller davor, und was so dazu gehört.

Wie er so da herum hantiert, sag' ich ihm: „So, Fräulein, wenn de fertig bist, dann bringst de mir en Teller und Messer und Gabel.“ Er tat so, als hätt er's nit. Da nahm ich en beim Armel und sagie: „Bursche, — er war so en Kerle von 25, 26 Jahr — Bursche, heut bin ich Gast bei euch, un du bist doderfür da, daß du die Gäst bedienst, verstanne? Also mach amal fort und hol mer mei Sack.“

Auf einmal fiel mir ein, warum er so nobelig tun wollt und sagt' ihm: „Ach so, weil ich teins von euere Kotelettes do esse. Kein, mein Lieber, daheim, da isch ich das, wenn mei Frau es gemacht hat; aber euer Zeug da, wo mer nit weiß, was dran ist, das hammer noch nit nötig. Also jungs, emol en Teller heroei.“

Da lacht er und holt en Teller und alles.

So gut hat mir noch nie ein Schinkenrot geschmeckt. Un wie mer dann dazu noch en Krugelche tranken un noch eins, da sagt ius aus dem Doktor, das wäre ein königlich Essen und doch besser als sein Kotelett, wo sie doch gewiß mit Margarine oder so Zeug geotaren hätten. Das wäre das best Schinkenrot, das ich meiner Lebtag gegessen hätt'.

Da lacht der Doktor wieder und sagt, das glaubt er auch, Hausmacher Brot und frische Butter und Bauernschinken, das wär ein feiner Dreitang.

„Butter?“, sag' ich, „das gibts nit.“

„Das gibts doch“, sagt' er un wies auf das letzte Stück, das vom Brot noch auf dem Teller lag.

Da klapp ichs auf, und richtig, es war Butter drauf.

„Dummerwetter“, fuhr mers da heraus.

Der Doktor verwundert sich. Was denn da dabei zu dummerwettern wär'. Das wär' doch gut.

„Gut?“ sag' ich. „Kein, das is nit gut, das is ein königlich Essen. Aber es gehöre sich nit.“ Und dann hab' ich's ihm erklärt, wie ich's Ihnen auch erklärt hab'.

Wie ich nachher dem Kellner 50 Pfennig Trinkgeld gegeben hab, da hat er aber geschmunzelt und ein Diener gemacht und „auf Wiedersehen“ gesagt. Wie ich aber heimkam, sagt ich zu meiner Frau — sie wissen ja wie einig mir leben und daß nit leicht ein hart Wort fällt — „Katherine“, sagt ich, „das war einmal mit der Butter uf dem Schinkenrot. Du weißt, daß sich das nit gehört und daß ichs nit leide. Gut warsch, e königlich Esse, aber wenn's noch amal vortommt, dann rede mer emol aus ere anderer Tonart miteinander, verstanne?“

So, jetzt haw ich Ihnen emol e lang Geschichte erzählt. Aber weil Sie's doch wisse wollte.“

Und ich erzähle diese lange Geschichte weiter, grade wie sie gegeben wurde, weil sie uns einen Mann zeigt, der auf ein „königliches Essen“ verzichtet, das ganz ohne jede Bedenken oder Schwierigkeiten ihm zur Verfügung stand, das auch nicht im geringsten über seine Verhältnisse oder seine täglichen berechtigten Lebensgewohnheiten hinausging, bloß weil er meinte, daß es sich nicht gehöre. Und weil dieser Mann nicht einmal dann mit heimlichem Schmunzeln und stillem Behagen dies „königliche Essen“ sich gefallen ließ, wenn es ohne sein Wissen ihm unter die Zähne*tau.

„Ein Narr“, „ein Pedant“, „ein Sonderling“, höre ich die Urteile.

Kein, meine lieben deutschen Männer und Frauen, (früher sagte man „meine Damen und Herren“) ein Mann, der Grundsätze hat. Wenn das mit der Butter zum Schinken ja auch nur eine Kleinigkeit war, oder man könnte auch sagen, eine Außerlichkeit, so hat so etwas für einen Menschen zu beurteilen und richtig einzuschätzen seine grundlegende Bedeutung.

Deshalb kann ich nicht anders, als all das schauderhaft viele Geschwätz über Kohlstraben und Weißerüben, dies ewige Klagen und Jammern über das Essen als ein Zeichen der Schwäche und Armseligkeit zu betrachten.

Was wir brauchen, sind Grundsätze. Und wir dürfen nicht glauben, daß unsere Grundsätze nur und erst bei großen, wichtigen Fragen und Entscheidungen sich zu zeigen

haben, sondern grade in den kleinen Dingen des alltäglichen Lebens.

Schon im Frieden!

Wievielmehr im Krieg!

Wie das deutsche Volk die Prüfung im Essen besteht in dieser harten Zeit, — schwer ist sie ja, das weiß jeder — und wie es sich in die notwendigen Entbehrungen schickt, daran sieht man seine Grundsätze und damit sein Recht auf den Sieg und auf den deutschen Frieden.

Ich glaube, wir dürfen alle aus der schlichten Gesellschaft vom „königlichen Essen“ etwas lernen. Km.

Baldwin Möllhausen.

Wie Otto Rupp, der Verfasser der Romane „Der Pedlar“ und „Das Vermächtnis des Pedlars“, so gehört auch Baldwin Möllhausen zu den weniger bekannten Schriftstellern, die ihre Stoffe hauptsächlich auf dem Boden der neuen Welt fanden und ihre Leser hier und da auch mit den Ureinwohnern Amerikas in Berührung bringen. Wir sind überzeugt, daß recht viele, die ihren Verfasser auswendig wissen und als Squier Coopers Abenteuererzählungen mit vier Verfassungen haben, unseren Möllhausen nit einmal dem Namen nach kennen. Er ist vielleit noch unoeannt als Rupp, und doch verdient er so gut wie irgend ein anderer die Beachtung eines jeden, der sich von einem Erzähler gern in fremde Länder führen läßt. Wer die Sekundärliteratur mit Erfolg betampfen will, kann gar nichts besseres tun, als das Wort auf Bücher aufmerksam machen, die geeignet sind, nicht nur dort Freunde zu erwerben, wo man einen guten literarischen Geschmack in die Bucherei mitbringt, sondern auch jene vollkommen zu befriedigen, die für eine spannende und abenteuerliche Handlung besonders empfänglich sind. Mit den Klappern ihren Epigonen verteidigt man keine Sekundärliteratur, und mit belierischem Sympathie, mit sentimentalen und gefügig-falschen Romanen ist ebenjowenig anzujagen; mit ihnen Sekundärliteratur zu betampfen, würde ost sogar den Unheil durch Belzebub austreiben heißen. Der Cooper, Verfasser, Rupp, Möllhausen gelesen hat, wird schwerlich noch nach die Carter-Pesten und verwandten Erzeugnissen greifen.

Möllhausen hat zahlreiche Romane geschrieben, aber keinen, der nit den Leser von Anfang bis zum Ende lebhaft fesselt und in Spannung hält. Diese Wirkung wird aber nit allein durch die bewundernswert geschulte, ost dramatische Handlung und dem die Phantasie kraftig antegenden Stoff seiner Erzählungen erzielt, sondern nit zuletzt auch durch die warmherzige und großzügige Darstellung. In dieser sowohl wie in stilistischer Hinsicht befriedigt er auch den anspruchvollsten Leser. Die Verlagsbuchhandlung von Paul List in Leipzig, die eine treffliche Auswahl von Baldwin Möllhausens Romanen in drei Serien zu je zehn Bänden neu herausgegeben hat und ihn damit rieder in den Buchhandel brachte, hat sich damit ein Verdienst erworben. Der Wert dieser Möllhausen-Ausgabe wird durch zahlreiche Illustrationen hervorragender Künstler noch erheblich vermehrt. Der Preis des gebundenen Bandes ist 3 Mark, der des gebundenen 4 Mark, ein durchaus mäßiger Preis angesichts des Umstandes, daß der Verfasser noch nit zu den honorarreichen Schriftstellern gehört. Vor allem haben die Leiter von Volks- und Jugendbibliotheken alle Ursache, dem Verlag für diese wertvolle Bereicherung einer guten volkstümlichen Unterhaltungsliteratur dankbar zu sein.

Möllhausens Reiseerzählungen spielen fast sämtlich in zwei Erdteilen, entweder beginnen sie in Europa und schwenken dann nach Amerika ab, um schließlich in Europa zu Ende geführt zu werden oder umgekehrt. Immer aber sind die Fäden, die übers Wasser hin- und herführen, außerordentlich geschickt geknüpft. Dabei empfindet man es nit einmal als Nachteil, daß manche Motive öfters wiederkehren; das Erzählertalent des Verfassers ist eben groß genug, um das gleiche Motiv immer wieder in einer neuen Variation fesselnd behandeln zu können.

Wie Gerstäders Reiseerzählungen, so sind auch Möllhausens Erzählungen ausschließlich aus seinen Erlebnissen als Amerika-reisender hervorgegangen. Gerade das verleiht ihnen eine wunderbare Frische. Aber auch da, wo er deutsches Leben in Hütte und Schloß schildert, wird er nirgends unwahr oder gar langweilig. „Ich schilbere“, sagt er, „was ich ge-

sehen und beobachtet habe; und wenn ich auch das, was ich erzähle, nicht immer selbst erlebt, erzähle ich es doch gewiss, getreulich, so den jagdlichen Tritten, die man in den jenseitigen Tälern der Hochgebirge findet, oder von alten Jagdgesellschaften vor dem jetzigen Lagerort in der waldigen Ebene. Und wie eine Entschuldigend für seine unrichtige Benutzung auf dem jetzigen Gebiet der Botanik — hat er doch nicht weniger als etwa hunderttausend Jahre vor ihm die Botanik der Welt — umgibt es, wenn er jagdet: „Derzeit es nicht jagdet, wenn man immer und immer wieder auf dem Hauptmoment des Beobachtens den fernsten Westen besucht, in dieser und jener, welche sich in späteren Jahren kaum in ihrer unangenehmen Ursprünglichkeit wiederholen dürften, vor ganzem Vergessen zu vertragen? Wer sollte man schon zurückweisen vor dem Laot Einzelner, welcher die weitgehenden und Eigentümlichkeiten derjenigen trifft, denen der Himmel die hohe Gabe erwies, daß er sie in die weite Welt hinausführt?“

Wolfgang wurde 1825 in Bonn geboren. Nachdem er in Pommern die Landwirtschaft erlernt hatte, begab er sich 1850 nach Amerika, wo er sich 1851 dem Herzog von Württemberg auf dessen Reisen nach dem Festlande anschloß. Hier wurde er unter die Mayatinerer verschlagen, bei denen er fünf Monate verbrachte. Dann gelangte er auf abenteuerlicher Fahrt nach Neu-Orleans und begleitete kurz darauf als Topograph und Zeichner eine amerikanische Expedition nach dem fernsten Westen. Im Jahre 1854 reiste er über San Francisco und den Pazifik nach Deutschland zurück, wo ihn König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zum Rüstler der Potsdamer Schloßbibliothek ernannte. Eine zweite Reise nach Amerika in den Jahren 1857 bis 1858 führte ihn in die bis dahin noch ziemlich unentdeckten Gebiete der mittleren Colorado. Die Ergebnisse seiner Reisen legte er in den Werken „Ereignisse einer Reise vom Mississippi nach der Küste der Sierra“ (1858), „Wanderungen durch die Prairie und Wüste des westlichen Nordamerikas“ (1860) und „Reisen in die Gebirge Nordamerikas“ (1861) nieder. Bis 1886 lebte Wolfgang in Berlin und hier starb er vor zwölf Jahren. Er hat von der ihm vom Himmel erwiesenen hohen Gabe, die weite Welt zu bereisen, einen guten Gebrauch gemacht.

C.

Pflanz Kriegsobstbäume.

Ein Volksschullehrer a. D. aus Bayern (Schwaben) gibt folgende beachtenswerte Anregung:

Schon jetzt machen sich da und dort Bestrebungen bemerkbar, Erinnerungszeichen an den Weltkrieg zu schaffen. So sehr das zu begreifen ist, sofern es sich um geschmackvolle Denkmäler für unsere Gefallenen in den heimatischen Friedhöfen handelt, so muß man es doch als verfehlt bezeichnen, inmitten des kampferfüllten schon Denkmäler größerer Stille zu errichten. Aber trotzdem drängt und treibt es uns weiter nach einem ständigen Ausdrucksmittel für unsere dankbaren Gefühle den Gefallenen und noch kämpfenden Helden gegenüber.

Seit alters war es Sitte und Brauch, die Gedenktage großer Ereignisse und bedeutender Männer durch Pflanzen von Eichen, Buchen und Linden in Gegenwart und Zukunft zu feiern und zu ehren. Überall in den Gauen des engeren und weiteren Vaterlandes ragen solche Zeichen dankbaren und pietätvollen Gedankens zum Himmel empor. Die Allgemeinheit wird, wenn einmal die Kirchenglocken den Feiern in die Lande hinausgetragen haben, wieder zu dem schönen Sinnbild zurückgreifen, daß der Baum durch seine Lebenserscheinungen zum Ausdruck bringt. Was ist da naheliegender, als daß insbesondere der Landbewohner oder wer sonst einigen Grund sein Eigen nennt, diesen Gedanken aufgreift und seine Kriegesgefühle und -erinnerungen durch ein Naturdenkmal festzuhalten sucht? Verfasser dieser Zeilen hat an schönster Stelle seines Gartens bereits eine Grube ausgehoben, dazu bestimmt, im Frühjahr einen „Kriegs- bzw. Friedensbaum“ in sich aufzunehmen. Ein Obstbaum soll es sein, wenn möglich der Apfelsorte „Kaiser Wilhelm“ mit ihrer herrlichen und wohl-schmeckenden Dauerfrucht. Solch ein Denkmal dauert an, wächst und wurzelt in Heimatboden zum Stolz und Segen der Nachkommen, wird durch seine alljährlich besuchernden Gaben ein Sinnbild werden von dem unerlöschlichen Schatz,

den wir in der von unseren Streitern treulich beschützten heimatischen Scholle besitzen.

Sollte bezüglich der Baumformen noch ein kleiner Fingerzeig gegeben werden dürfen, dann wäre zu raten, diese ganz nach dem verfügbaren Raum zu wählen. Bei allseitiger Anbaumöglichkeit wird es der Hochstamm sein, bei weniger Platz Palisaden, Buschbaum oder Pyramide, was man pflanzt; seine und empfindliche Sorten gibt man als Spalier an die Wand. Und nun mit festem Willen und frischem Eifer daran und einmal die Baumgrube ausgehoben; bis zum Pflanzen selbst ist noch genügend Zeit, alles andere zu überdenken und bereitzustellen.

Unsere Obstbauvereine und namentlich den deutschen Volksschulen dürfte mit diesem Vorschlag ein willkommenes Mittel an die Hand gegeben sein, in jetziger großer und schwerer Zeit ihre und damit des Vaterlandes ideellen und auch materiellen Ziele fördern zu helfen.

Kaps- und Flachsbau auf dem Westerwald.

In früheren Zeiten wurde dem Bau der Dicksack viel mehr Aufmerksamkeit gewidmet als in unserer Zeit. Besonders war es der Kaps, der dem Westerwälder das nötige Speisegetreide, daneben wurde auch der Weizen zu Öl gepercht. Wenn letzteres auch weniger Speisegetreide ist, so war es doch als Weizen beliebt. Im Laufe der Zeit, als die wichtigen Auswanderer zogen und die den Markt übernahmen, kam auch auf dem Westerwald der Dicksackbau immer mehr in Abgang. Jetzt im Krieg ist es besser geworden. Wodurch in den Gemächungen konnte man im vergangenen Sommer die Kapsfelder in ihrer leuchtend gelben Blütenpracht beobachten. Im kommenden Sommer werden, wenn der Winter den Saaten nichts schadet, die goldenen Säen in der Ackerfur noch dicker liegen; denn fast jeder im Dorf hat einen Ackerstreifen Kaps gesät. Wenn man sich auch der Städter freuen; denn hat der Bauer Öl zum Saaten der bewährten Kartoffelreppel, dann kann er um so mehr Butter abgeben. Auch Öl wird für die Allgemeinheit sein, da der Landwirt den Überschuss über 60 Pfund Kaps abgeben muß. Selbst die wenig. Forstverwaltung hat sich des Kapsbaues angenommen. Sie hat im Sommer Mahlsacke roden und mit Kaps ansaen lassen. Die zum Anbau dieser Dicksack benutzten Felder können noch in demselben Jahr weiter benutzt werden, zum Beispiel zum Anbau von Erbsen, natürlich nur dann, wenn es sich um Winterkaps handelt, und der wird ja auch nur auf dem Westerwald angebaut. — War auch der Flachsbau nicht geschwunden, so war er doch gegen früher sehr zurückgegangen. Zwar gab es in den Dörfern, in dem einen mehr, in dem anderen weniger Leute, die immer noch das Sprichwort vom Selbstgesponnenen gelten ließen und Flachsbau anbauten. Das Spinnen wurde aber nun nicht mehr selbst besorgt, sondern Spinnereien übertragen. Gewebt, und zwar mit Baumwolle als Einschlag, wurde aber das Gespinnst noch von den Dorfleuten selbst und auch gebleicht. Jetzt im Krieg wird zwar noch weniger gewoben als sonst, doch der Flachsbau hat etwas zugenommen, da Rohflachs und Weizen recht hoch im Preise stehen und der Anbau daher reichen Gewinn abwirft. Möge auch nach dem Krieg der Flachsbau sich wieder mehr ausbreiten, was ja schon längst die organisierte ländliche Wohlfahrtspflege erstrebt hat. Nur wäre dann zu wünschen, daß das selbstgezogene Gespinnst auch selbst verarbeitet und selbst getragen werden möge, dann wird erst das Sprichwort wieder wahr:

„Selbstgesponnen, selbstgemacht,
Ist die beste Bauertracht.“

W.-N.

Bom-Hafermehl.

Das Hafermehl hat auf dem Westerwald in früheren Zeiten als Nahrungsmittel eine Rolle gespielt. Auf sein Breimehl („Breimel“ hieß es im Westerwälder Volksmund) ließ der Westerwälder nichts kommen. Es soll in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in manchen Haushaltungen in der Form von Haferbrei neben der Kartoffel fast die tägliche Mahlzeit gewesen sein. Der heutige Westerwälder weiß in Anknüpfung an diesen ausgiebigen Haferbreigenuß allerlei Späße zu erzählen. Der Haferbrei wurde in dem mit

drei Beinen versehenen eisernen Henkeltopf gekocht. Ein solcher Topf entsprach der Kochrichtung der damaligen Westervälder Küche im alten Bauernhaus. Der Westervälder Herd war nämlich eine große Steinplatte, über der sich ein großer Rauchfang befand. Dieser hieß „Herf“, und wurde auch zum Rauchern des Fiesches benutzt. Wurst pflegte der alte Westervälder nicht zu rauchern, die wurde frisch gegessen. Manche junge Westervälder hält es heute noch so. An der Wand über dem Herd befand sich ein Eisenarm, der sich in Augen drehte und mit Ketten und gezähnten Eisenhaken versehen war. An diesem Haken wurde je nach Bedarf der Topf hoch oder niedrig aufgehängt. In dem Topf also kochte man den täglichen Haserbrei und hing Topf mit Brei zur Abtühnung an einen Holzboven neben die Haustüre ins Freie. Bis zur Essenszeit war der Brei mündgerecht. Der Topf erhielt seinen Platz auf dem Tisch und diente gleichzeitig als Schüssel und Teller; denn die sämtlichen Löffel der um den Tisch gereihten Familie fuhren im eisernen Wettbewerb in den Breitopf, bis der schwarze Grund sich zeigte. — Einem Maurer, der bei einem Westervälder Bauer in Arbeit stand, behagte das tägliche Breifessen gar nicht, darum schnitt er unbemerkt den Haken neben der Tür halb durch. Als nun die Hausfrau den Breitopf wieder zum Abkühlen draußen hingabte, da brach der Haken, und Topf und Brei lagen auf dem Boden. An dem Tag wurde kein Brei gegessen.

Das „Breimel“ wurde aber auch für Suppen verwandt, außerdem baute man bis in unsere Zeit Kuchen und Waffeln von Hasermehl; beide, Kuchen und Waffeln, schmecken ausgezeichnet. Die Zeit, die anspruchsvolle, hatte die Verwendung des Hasermehles etwas in den Hintergrund treten lassen. Brei und Suppe davon wurden nur noch letzten genossen. „Breimel“ wurde trotzdem immer noch hergestellt; denn die „Hasermehlplätz“ und „Waffeln“ wollte man doch nicht entbehren. — Jetzt im Krieg, in der Zeit der Kartoffelknappheit, ist es wieder zu seinem Recht gekommen. Die Behörde hatte den Selbstversorgern das Mahlen von 25 Pfd. getrocknetem Haser auf den Kopf der Familienglieder gestattet, eine Erlaubnis, die sehr begrüßt und restlos ausgenutzt wurde. So kocht man denn heute wohl in jeder Westervälder Bauernfamilie wöchentlich mehrmals die recht nahrhafte Hasermehlsuppe als Abendessen. Daß man erst recht „Hasermehlplätz“ und „Waffeln“ ist, das ist selbstverständlich. — Das Mahlen des Hasers erfordert ein vorhergehendes starkes Trocknen. Das geschieht im Backofen, nachdem Brot darin gebacken worden ist. Der Haser muß so trocken sein, daß sich das einzelne Korn zerbrechen läßt.

Gerste wird im Westervald in manchen Strichen fast gar nicht, zum Beispiel in der Hachenburger Gegend, in anderen sehr viel gezogen. Das letztere gilt für den hohen Westervald und seinen südlichen Abhang, zum Beispiel für den Kreis Westenburg. Dort wird die Gerste auch im Frieden als Brotfrucht benutzt. Man mengt Roggen mit Gerste je nach Wunsch und läßt dieses Gemeng zusammenmahlen. Das daraus hergestellte Brot ist sofort an seinem Geschmack zu erkennen. Wenn heute als kriegswirtschaftliche Maßnahme die Streckung des Roggenmehles durch Gerste angeordnet wurde, so bedeutet das für jene Gegend nicht Neues. Ws.

Umschau.

— Krieg und Volkstracht. Eine von niemand erwartete, auf jeden Fall aber sehr erfreuliche Wirkung hat der Bezugsschein in einigen ländlichen Gegenden herbeigeführt: die Rückkehr zu der Volkstracht der Vorfahren. Was Vereine zur Förderung der Heimatskultur vor dem Kriege ohne Erfolg erstrebt, das hat indirekt die Behörde mit dem heilsamen Zwange des Bezugsscheinverfahrens bewirkt. Jahrzehntelang hatte man in den Bauernhäusern die Röcke und Nieder der früheren Geschlechter in Trüben und auf der Kumpfkammer verstauben lassen, weil sie gar so „altmodisch“, so ganz und garnicht „vornehm“ und „städtisch“ erschienen und dem Better, der in der Residenz bei den Soldaten gewesen war, nur ein geringschätzbares Lächeln entlockten. Jetzt kehrt man unter dem Druck der gebieterischen Notwendigkeit zu der früher belächelten Tracht zurück und hat seine Freude daran, sich so zu kleiden wie die Leute zur Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm. Hoffentlich ist dies eines der Ergebnisse dieser Kriegszeit, die auch in kommenden Tagen des Friedens nicht wieder verloren gehen werden.

— Pfarrer als Eierhändler. Es ist schon oft gesagt worden, wie der Krieg alte Sitten und Gebräuche über den Haufen wirft und Gewohnheiten, die so fest im Volke sitzen, mit einem Schlage ein Ende macht. Dieses bedeutend, sind die Väter der hessischen Kinder, die zu diesem Osterfest konfirmiert werden sollen, in besondere Verlegenheit gekommen. Früher erhielt der Pfarrer regelmäßig von den Konfirmanden eine Anzahl Eier. Die Zahl richtete sich gewöhnlich nach der Hühner- und Morgenzahl, die die Eltern der Kinder, die ins Leben hinaus sollten, ihr eigen nannten. Und auch die Pfarrer selbst wußten nicht, wie sie es halten sollten, ob sie es vor ihrem Gewissen verantworten konnten, wenn ihnen unzählige Eier in die Speise- und Speicherkammer gelegt wurden. Man fragte also bei den Landräten an und uerließ diesen, sich die Köpfe zu zerbrechen. Es war nicht so einfach, hier eine Entzweiung zu fällen, denn einmal wollte man die Pfarrer nicht benachteiligen und zweitens nicht eine gute Sitte, eine Gewohnheit, die Jahrzehnte alt ist, ohne weiteres beseitigen. So verhandelte man und kam schließlich dahin überein, daß die Konfirmanden mit der üblichen Eierzahl bei ihrem Pfarrer erscheinen dürften. Die Pfarrer nehmen die Geschenke wie früher dankend entgegen und führen sie der Allgemeinheit zu, indem sie, das Angenehme mit dem Brautischen verbindend, die Eier an die Sammelstellen weiter verkaufen, die die Eier in die Städte abführen. Das ist eine salomonische Lösung, die allen Seiten gerecht wird: Die Bauern werden ihre Eier los; der Pfarrer erhält sein Geschenk und die Allgemeinheit wird um kein Ei geschmälert.

* Ordensauszeichnung einer Westervälder Dorfgemeinde.

Eine Viertelstunde juwärts von dem alten Residenzstädtchen Dierdorf liegt im freundlichen Holzbachtale das Dorf Giershofen oder „Schowen“, wie es im Volksmunde heißt. Wenn die Gelehrten Recht haben, so verdanit es seine Entstehung wie so manche Orte oer hiesigen Gegend mit der Endung „ingen“ oder „hofen“ den Alemannen, die seinerzeit innerhalb des fränkischen Gebietes hier und da Niederlassungen gründeten. Mannigfache Änderungen hat der Name des Dorfes im Wechsel der Zeit erfahren. Ursprünglich Gyselbrechtshofen geheißten, sind wir später Gyselbrechtshofen, Gyselbrechtshofen, Giershofen, Gieshofen und im Volksmunde sogar Schowen. Der Gründer war demnach ohne Zweifel ein gewisser Gyselbrecht, dessen Söhne weitere Döfe anlegten, die sich dann später mit den neu hinzugekommenen zu einer Dorfgemeinde vereinigten. Die Ableitung von Gierhardshofen, die man hier und da findet, ist nicht stichhaltig, da sie mit der maßgebenden ältesten Form nicht in Einklang steht. Die heutige volkstümliche Form „Schowen“ hat von dem Namen des Gründers nur die Genitiv-Endung 3 beibehalten. Vor etwa 100 Jahren wurde diesem Dorfe eine besondere Ehrung zu Teil, indem der Gemeinde als solcher ein Orden verliehen wurde. Dieser befindet sich gegenwärtig im Gewahrsam des Gemeindevorstehers und trägt auf der Vorderseite die Inschrift: „Der fleißigen Gemeinde. Gott segnet den Fleiß.“ Die Rückseite berichtet uns, daß der Orden von dem Fürsten Karl zu Wied-Runkel im Jahre 1822 verliehen wurde. Er ist aus Bronze und wird am blau-roten Bande getragen. Eine Verleihungsurkunde ist nicht mehr vorhanden. Auch fehlen alle weiteren Nachrichten über Stiftung und Bedeutung der Auszeichnung. Es wäre dem Einsender (Hauptlehrer a. D. Groß in Dierdorf) erwünscht, zu erfahren, ob sie auch noch andern Gemeinden der Grafschaft Wied-Runkel verliehen wurde und wo etwa noch Aktenmaterial darüber vorhanden ist. W. G.

— Volkstümliche Literatur. „Freiwillig vor“, Erzählungen von W. B. Wittgen (Verlag von G. Biermann, Barmen). Des Buchs der Feder anderer bekannten nationalem Volksschriftstellers enthält fünf Erzählungen, deren Stoff aus der engeren Heimat genommen ist. Die großen Ereignisse der Zeit des Weltkrieges spiegeln sich in diesen Erzählungen wieder und zeigen in urwüchsiger Sprache des Volks dessen glühende Begeisterung, hohen Mut, innige Heimatliebe und echte deutsche Treue. Der Leser wird bald herausfinden, daß das mit einem schönen Titelbild versehene Buch eine wertvolle und willkommene Lektüre mit einem schönen Preisgehalt im U.terhand. im Soldatenheim und im Lazarett ist. K. L. — Der im Verlag von Hans Lühdendorfer in Frankfurt a. M., Baustraße 10, erschienene „Frankfurter Stolze-Kalender 1917“ ist aut volkstümlich gehalten, mit einer großen Reihe zum Teil hervorragender Bilder aus dem alten Frankfurt gemischt und enthält in Boese und Prosa lobiel recht „Frankfurterisches“, daß der Charakter eines Ortskalenders außerordentlich scharf ausgeprägt ist. Der Stolze-Kalender wird sich gewiß auch über die Grenzen der schönen, atemberaubenden Mainlands hinaus viele Freunde erwerben. C. — Aus Kurheßen Ein Volksbuch für alt und jung von Rudolf G. Hart (Gassel, Gebrüder Gottlieb). Das B. ch enthält eine Fülle von Schilderungen, Dichtungen, Sprichwörtern, Anekdoten und Sagen aus dem kurheßischen Gebiete. Es ist mit Liebe zur Heimat geschrieben und eignet sich mit seinen wertvollen Beiträgen vortrefflich auch für unsere Krieger im Felde und für die Genesenden in den Lazaretten.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt; der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.